

# INHALT

Vorwort	7
Ricarda Oertel: <b><i>Bis du das Meer siehst</i></b>	8
Paul Pfeffer: <b><i>Wenn bei Capri</i></b>	17
Ivonne Keller: <b><i>Ruhetag</i></b>	24
Cornelia C. Anken: <b><i>Otto soll nicht sterben</i></b>	36
Ilka Stitz: <b><i>Sie haben Ihr Ziel erreicht</i></b>	49
Anne Grieser: <b><i>Regen</i></b>	62
Myk Jung: <b><i>Verzögerte Ausreise</i></b>	74
Dimitrios Athanassiou: <b><i>Nouvelle cuisine</i></b>	82
Ulrike Anna Bleier: <b><i>Allein sterben</i></b>	92
Catrin George: <b><i>Auf Portugiesisch natürlich</i></b>	97
Sven-André Dreyer: <b><i>Vier Himmelsrichtungen</i></b>	105
Nadine Buranaseda: <b><i>Auf der anderen Seite</i></b>	108
Richard Birkefeld: <b><i>Wiedersehen macht Freude</i></b>	116
Gina Greifenstein: <b><i>Die Quelle des heiligen Giovanni</i></b>	128
Klaus Märkert: <b><i>Nicht nass werden</i></b>	141
Harry Michael Liedtke: <b><i>Love und Lee</i></b>	144
Helga Murauer: <b><i>Der Duft der Feigenbäume</i></b>	156
Christian Linker: <b><i>Straußeneier im Schnee</i></b>	162
Regina Schleheck: <b><i>Die Schlampe</i></b>	171
Kurzbiografien der AutorInnen	180

# VORWORT

Liebe Leser,

träumen Sie auch von Urlaub? Sehnen Sie sich nach Erholung, Abstand von Alltag, Trott und Zwängen?

Träumen Sie weiter!

Wir haben SchriftstellerInnen gebeten, sich Gedanken zu Risiken und Nebenwirkungen der schönsten Zeit des Jahres zu machen und die Ergebnisse zu einem Beipackzettel mit ernstem und weniger ernst gemeinten Warnhinweisen zusammengetragen, der in keinem Gepäck fehlen sollte. Damit die Auszeit nicht ins Aus führt.

»Sonne, Mord und Meer« dokumentiert in neunzehn Studien Chancen und Gefahren von Urlaubs(alb)träumen mit fatalen, nicht selten letalen Folgen. Zur Reisesicherung hat Ricarda Oertel die Zutatenliste kontrolliert und Der Kleine Buch Verlag für eine ordnungsgemäße Verpackung gesorgt. Die Geschichten können je nach Befund und (Urlaubs-)Stadium einzeln oder am Stück eingenommen werden.

Lassen Sie sich von »Sonne, Mord und Meer« zu genüsslichem Chillen mit angemessenem Thrillen und gut dosiertem Killen verführen – statt, vorm, im oder nach dem Urlaub!

Viel Spaß beim Lesen!

Regina Schleheck

# BIS DU DAS MEER SIEHST

RICARDA OERTEL

»Schwierig«, sagt die Frau, die Frau hinter dem Schreibtisch, es klingt wie *swierich* mit dem dänischen Akzent. Sie starrt auf den Bildschirm des PCs, der ihr Gesicht in ein kaltes Licht taucht, es versteinern lässt, während Maras Herz klopft.

»Normalerweise wird im Voraus und nicht direkt vor Ort gebucht.«

»Ja«, sagt Mara. *Normalerweise.*

»Ich weiß nicht, ob ich so schnell was für Sie finden kann.« Sie sagt *snell*.

Mara sagt: »Es ist mir egal, welches Haus. Irgendeins. Bitte.«

Die Frau zögert, schaut prüfend in Maras verschwitztes Gesicht. Vielleicht fallen ihr die roten Flecken am Hals auf, aber die Beule, die Beule am Auto draußen, die kann sie nicht sehen. Ihr Blick geht wieder zum Monitor. Sie schiebt die Maus auf ihrem Pad hin und her, klickt.

*Bitte*, wiederholt Mara für sich, *ich kann nicht zurück*.

»Es sind noch ein paar Häuser frei, trotzdem muss ich erst mit den Besitzern sprechen. Manchmal gibt es Eigenbedarf.«

Die Frau telefoniert. Mara spricht kein Dänisch, doch das melodische Säuseln weckt Erinnerungen an den Urlaub damals. Hier in Houstrup, nahe beim Henne Strand, mit ihm.

»Klasse!«, hatte Jonas bei der Ankunft gerufen und in die Hände geklatscht. Sie gingen durch das Feriendomizil, das schönste Schlafzimmer war ihres, die restlichen blieben unbewohnt. Ein Whirlpool für sie allein, Holzterrassen rund ums Haus. Die

Liegestühle rückten sie gleich in die Sonne. Mara fiel Jonas um den Hals.

»Warte, bis du das Meer siehst«, hatte er ihr zugeflüstert, leise in ihr Ohr. »Bis du die Dünen siehst.« Lange her.

Mara drückt das Wäschepaket fest an ihren Bauch. Die Frau vom Vermietungsbüro hat es ihr mit dem Schlüssel und der Wegbeschreibung übergeben. Bettwäsche, Hand- und Geschirrtücher. Sonst hat Mara kaum etwas dabei. Zu überstürzt der Aufbruch. Weg-Bruch. Bloß die Kulturtasche hatte sie daheim hektisch gepackt und das Wichtigste nicht vergessen. Außerdem ein Nachthemd und Unterwäsche. Ja, frische Unterwäsche war wichtig. Der eingedellte Wagen parkt hinter dem Ferienhaus. Es sieht anders aus als das von damals, nur einen ähnlichen Kaminofen gibt es. Etwas Feuerholz daneben. Das reicht nicht. Im Flur bei der Tür, auf niedriger Höhe, hängt eine Hakenleiste mit bunt gestrickten Hauspuschen. Sortiert von groß nach winzig. Maras Augen werden glasig.

Der Stromkasten. Sie soll den Zähler ablesen, die Zahlen eintragen in ein Formular. Sie wird nicht viel Strom verbrauchen. Aber Holz. Die Wärme möchte sie an den Füßen spüren, wie früher. Sie muss noch einmal in den Ort. Den Weg zum Supermarkt kennt sie.

Sie hatte Jonas die beste Bologneser Soße aller Zeiten versprochen und freute sich, für ihn zu kochen, er liebte das. Die Verkäuferin warf rosiges Hackfleisch auf die Waage, die munter auspendelte.

»Darf's ein bisschen mehr sein?«, fragte die Metzgerin in dänisch verwaschenem Singsang, und Mara sang zurück: »Aber ja! Viel mehr!« Und gab Jonas einen Kuss. Die Dänin hatte gelächelt.

Heute lächelt niemand. Mara überlegt, was sie benötigt außer den Holzscheiten. Sie hat keinen Appetit, wird auch nicht lange bleiben. Sie greift mechanisch ins Weinregal. Zwei Flaschen. Drei? Sie ist unsicher, wie viele sie brauchen wird. Oder besser *Snaps* dazu.

Überall stehen Grillsoßen aufgereiht. Die warten auf andere. Auf gesellige Mahlzeiten. Mit Freunden. Familie. Wie die wunderbaren dänischen Marmeladen und die Kuchen, Kuchen mit orangefarbenem Marzipan. Doch, einen. Nur für sie. Ohne Geburtstag. Ohne Familie. Sie legt die Süßigkeit verstohlen in den Einkaufswagen, als wäre sie eine Diebin.

Schiebt den Wagen weiter in die Babyabteilung, sie möchte bloß schauen. Dann kauft sie doch etwas. Eine kleine Spieluhr. Die kann sie ihrem Kind mitbringen. Und vorher wird sie ans Meer gehen. Zu der Stelle, wo sie und Jonas das letzte Mal gestanden hatten.

Damals. Seine Finger bedecken sanft ihre Augen. Es macht ihm Spaß, sie zu überraschen mit einfachen Dingen, denen, die das Leben ausmachen. Diesmal ist es das Meer, die raue Nordsee, zu der Jonas sie die letzten Meter feierlich geführt hat. Weil er weiß, was ihr die See bedeutet. Und wie sie das Gedicht *Siehst du das Meer?* von Geibel liebt.

»Nicht gucken!«

Der schwere Duft von Heckenrosen mischt sich mit dem seiner Hand, ihr Herz schlägt wie das eines Kindes am Heiligen Abend. Sie hört die Wellen toben und rauschen. Ihre Füße versinken im Sand, etwas schneidet in ihre nackten Fußsohlen, sie linst zwischen seine Finger hindurch: Muscheln.

»Was sagst du?« Er löst seine Hand von ihren Augen. Das Meer bäumt sich vor ihr, Wind und Brandung nehmen ihr den Atem.

»Traumhaft!«, ruft sie. Sie hat noch nie die Nordsee gesehen. Sie schnappt nach Luft. Salziger Luft.

Er sagt nichts, schenkt ihr einen Blick, diesen Blick, der ihr zusichert, dass alles gut wird. Das, was ihrem Glück fehlt, wird sich fügen. Bald, ganz sicher. Sie muss sich nur entspannen.

*Siehst du das Meer? Es glänzt auf seiner Flut der Sonne Pracht...*

Er schubst sie spielerisch die meterhohen Dünen hinauf, es ist mühsam, sie zu erklimmen. Dann zieht er Mara an der Hand.

Allein fällt es ihr noch schwerer, die Dünen zu bezwingen. Mit jedem Fußstapfen will der Sand sie nach unten ziehen. Sie schafft es und sucht sich einen Pfad durch die Hügel, die bewachsen sind mit Gräsern, Heide und den duftenden Heckenrosen. Von hier lässt sich die Weite des Ufers überschauen. Kein Handtuch liegt neben dem nächsten, nur ein paar Spaziergänger schlendern am Strand. Wenige Mutige schwimmen im kalten Wasser.

Ihr begegnet eine Frau, sie hält einen Winzling in einem bunt gestreiften Tragetuch vor dem Bauch. Die Frau umfasst das Bündel schützend mit den Händen, der Wind kann nichts ausrichten. Die Andere nickt ihr zu.

Mara schluckt, schluckt etwas Bitteres hinunter, das ihr Magen ausspucken will.

*Siehst du das Meer? Es glänzt auf seiner Flut der Sonne Pracht; doch in der Tiefe, wo die Perle ruht, ist finstre Nacht.*

Das Entspannen hatte nichts genützt. Nichts wurde gut in dem Urlaub mit Jonas und auch nicht in den folgenden. Schuld waren die verklebten Eierstöcke. Sie versuchten alle möglichen und unmöglichen medizinischen Eingriffe. Die unmöglichen im Ausland. Meistens vergeblich. Ein einziges Mal wuchs etwas an. Ihr

Kind. Elf Wochen, glückliche Wochen, lebte es in ihr. Um in einem dunkelroten Blutschwall wieder aus ihr herauszufließen. Auf dem Ultraschall das alte Bild. Mara hatte in den Monitor geschaut, die Suchbewegungen, den Druck des Ultraschallkopfes auf ihrem Unterleib gespürt. Da war nur eine leere klaffende Höhle. Ihr Bauch ein hohler Raum. Unbewohnbar.

*Doch in der Tiefe, wo die Perle ruht, ist finstre Nacht.*

Am ersten Tag zu Hause brachte Jonas ihr Tee, Kekse, die sie stehen ließ. Er setzte sich zu ihr ans Bett, streichelte sie, umfasste ihre Schultern, die nicht mehr aufhörten, sich zu schütteln. Hielt ihre Fäuste fest, die auf ihren Bauch einschlagen wollten, auf diese verlassene Behausung.

Am zweiten Tag berührte er sie am Arm, sprach leise mit ihr. Bat sie, etwas zu essen. »Wir sind doch auch ohne Kinder glücklich«, sagte er. »Wir haben uns.«

Am dritten Tag saß er manchmal an ihrem Bett. Oder zeigte sich an der Schlafzimmertür, auf ein Wort von ihr wartend, mit gekräuselter Stirn. Es gab einen vierten, fünften und viele solcher Tage. Mara konnte nicht mehr aufstehen.

Der Spaziergang durch den Wind der Nordsee macht Mara müde und hungrig. Zaghafte probiert sie ein Stück Marzipankuchen wie einen Klumpen Gold, er klebt in ihrem Mund. Sie reibt die kühlen Hände, hat vergessen, wie frisch der Sommer in Dänemark sein kann, besonders am Abend.

Das Feuerholz im Ofen knistert bald. Mara setzt sich mit einem Glas Wein und starrt in die Flammen. Hinter dem Fenster wird es dunkel.

Sie schenkt nach. Entdeckt ein Gästebuch, das für neue Einträge bereitliegt, und blättert. Eine Familie sagt »Danke« für die Zeit im »hyggeligen« Ferienhaus. Darunter hat ein Kind

das Meer gemalt, mit schwungvollen Linien in Blau. Eine Sonne mit lachendem Gesicht. Vögel, Wolken, Dünengras. Drei Strichmännchen, zwei große und ein kleines in der Mitte, fassen sich an riesigen Strichhänden. Und ein dunkelrotes Herz hat das Kind gezeichnet.

Mara malt ein Herz dazu, mit Bleistift. Es wird schon niemanden stören. Wenn doch, kann man es wegradieren.

Sie schließt die Augen.

*Das Meer bin ich. In stolzen Wogen rollt mein wilder Sinn, und meine Lieder ziehn wie Sonnengold darüber hin.*

Sie hätte es wissen können. Und wollte es nicht sehen. Dass Jonas immer seltener bei ihr war. Sie hatte das Alleinsein genossen. Konnte verharren, still auf ihrem Sofa. Ohne fernzusehen oder zu lesen. Wenn er nach Hause kam – von einem dienstlichen Termin, Sport, Sauna, einem Bier mit dem Freund –, saß sie noch genauso da, und Jonas schaute sie an aus fernen Augen, legte seine Stirn in Falten, die sie früher nie an ihm gesehen hatte. Dann erhob sie sich und ging ins Bett. Bevor er sagen konnte: »Mach einen Termin beim Arzt. Er wird dir helfen. Dir was verschreiben.«

Sie ging zum Arzt. Er verschrieb ihr Tabletten, regelmäßig. Doch das wusste Jonas nicht, und der Arzt wusste nicht, dass Mara die Pillen nur selten nahm.

Mara trinkt das vierte Glas. Es darf nicht zu viel sein, damit sie keinen Fehler macht.

Sie legt Holz nach. Ihre Füße sind warm, genauso warm wie damals mit Jonas, wenn sie am Ofen des Ferienhauses saßen. Ihre Glieder entspannen sich. Die Bilder in ihrem Kopf, die Erinnerungen an die letzten Tage daheim kriechen aus ihren Winkeln.



Wie sie im Flur ihrer Wohnung hockte, die halbe Nacht, den Rücken gegen die Wand gelehnt. Mit hochgezogenen Knien, auf jedes Geräusch vor der Eingangstür horchend. Die wenigen Schritte, die auf der Treppe hörbar wurden, waren nicht seine. Jonas war ausgezogen. Sie hatte es schweigend hingenommen. Unfähig, Worte zu formen. Sie hätte auf die Knie fallen können, doch etwas bewahrte sie davor. Weil es die Andere schon gab. Er hatte es ihr gestanden. Mara sank erst zusammen, als sich die Tür hinter ihm mit einem sanften Klicken schloss. Sogar in den Arm hatte er sie genommen, sie blieb stumm.

Die nächsten Tage versuchte sie, so normal wie möglich zu verbringen. Es gelang ihr nicht. Der Gedanke an die andere Frau verfolgte sie. Sie musste sich ein Bild von ihr machen.

Die Adresse seines neuen Zuhauses, sogar die Telefonnummer hatte er ihr gegeben. Um für Mara erreichbar zu sein, wenn sie Hilfe brauchte. Er wollte ihr ein Freund bleiben.

Freund. Freundin.

Mit zitternden Händen fuhr sie hin. Fand die Hausnummer, halb verborgen hinter einer Birke, deren hellgrüne Blätter die Hauswand streiften. Ein Reihenhaus.

Sie blieb im Auto sitzen und wartete. Sie wusste nicht, worauf.

Mara erhebt sich aus dem Sessel.

Das Feuer brennt noch immer. Der Boden wankt unter ihr, sie hält sich fest. Fasst sich wieder.

*Und meine Lieder ziehn wie Sonnengold darüber hin. Sie flimmern oft von zauberhafter Lust, von Lieb' und Scherz; doch schweigend blutet in verborgner Brust mein dunkles Herz.*

Sie will nicht länger zögern. Sonst findet man womöglich zu früh heraus, wo sie ist.

Als die Unbekannte aus der Haustür trat, blieb Maras Herz kurz stehen. Sie vergaß zu atmen. Registrierte kaum das Gesicht, das Haar, das sich um ein schmales Kinn wellte. Was Mara sah, war ein gewölbter Bauch, mit einer weißen Frauenhand davor. *Das Meer bin ich. In stolzen Wogen rollt mein wilder Sinn...* Mara ließ den Motor an. Trat ins Pedal. Der Wagen rumpelte beim Aufprall. Weder hörte sie einen Schrei noch schaute sie hin. Sie wusste nicht, ob die Frau zu Boden gegangen war. Wusste nichts. Nur dass sie, Mara, weg musste. Und raste davon, blindlings, den Hals voll roter Flecken. Erst in ihre Wohnung, um das Nötigste zu packen. Dann hierher, nach Houstrup.

Ihre Füße tragen sie in die Küche. Sie nimmt ein großes Wasserglas, füllt es mit klarem Schnaps bis zum Rand. Sie geht damit zuerst ins Bad, holt ihre Kulturtasche hervor. Kramt. Sonst packte sie immer zu viel ein. Jonas hat sie deshalb oft geneckt. Diesmal findet sie schnell, was sie sucht. *Snell*, denkt Mara und lächelt. Sie duscht, zieht frische Wäsche an. Kämmt ihr Haar. Sie zögert einen Moment, dann putzt sie die Zähne. Sie geht nie ins Bett, ohne vorher die Zähne zu putzen.

Sie setzt sich an den Bettrand. Presst die Tabletten aus den Blistern, eine nach der anderen, so viele, wie ihre hohle Hand fassen kann.

Sie trinkt, schluckt. Der Schnaps vermischt sich scheußlich mit dem Zahnpastageschmack und brennt in ihrer Kehle. Sie schluckt. Trinkt, schluckt. Hustet.

»Darf's ein bisschen mehr sein?«, sagt sie. Und hört sich selbst lachen. In ihren Ohren rauscht es.

Ja. Sonst reicht es nicht. Gleiche Prozedur von vorn. Der Schnaps schwappt ihr übers Kinn. Sie trinkt und schluckt. Trinkt. Schluckt.

*Doch schweigend blutet in verborgner Brust mein dunkles Herz.*

Sie greift zur Spieluhr auf dem Nachtschrank und zieht sie auf. Hält sie in ihren Händen, wie von fern ertönt die Melodie.

»Morgen früh, wenn Gott will, wirst du wieder geweckt...«

Sie drückt die Spieluhr fest an ihre Brust, während sie sich behutsam hinlegt, zudeckt. Ihre Augen schließen sich.

Die Melodie wird langsamer. Leiser.

Verebbt.

Das Rauschen in ihren Ohren schwillt an. Die Brandung.

Es riecht nach Heckenrosen. Eine Hand legt sich auf ihre Augen. Sie kann schon das Meer sehen.

# WENN BEI CAPRI

PAUL PFEFFER

Profil ist nicht so gut, da sieht man den Bauch zu deutlich.

Hans Warnke dreht sich vor dem Spiegel einmal um seine eigene Achse, bis er sich von vorn betrachten kann. Was er sieht, stellt ihn nicht zufrieden. Glatze liegt in der Familie, da kann man nichts machen. Das Gesicht geht so, nur der Hals ähnelt langsam dem eines Truthahns, vor allem wenn er von der Sonne gerötet ist wie jetzt. Der Oberkörper ist muskulös, er trainiert aber auch zweimal die Woche. Zwanzig Liegestütze kriegt er noch hin. Wenn nur diese lächerlichen Altmännerbrüste nicht wären! Mit Anfang fünfzig hat er die bekommen und zieht seitdem nur noch weite T-Shirts an. Die Behaarung ist auch nicht das Wahre. Wie ein alt gewordener Affe, denkt er. Und dann der Bauch, eindeutig zu dick. Er isst gern und gut, manchmal zu gut. Auch die Abendbierchen setzen an. Zum Glück ist er groß, da verteilt es sich etwas.

Hans Warnke schwört sich, dass er in Zukunft disziplinierter sein will, denkt daran, dass er sich das schon einige Male ohne nennenswerten Erfolg geschworen hat. Das Gemächt überspringt er, es sieht in diesem Zustand erbärmlich aus. Die Beine kommen ihm zu dünn vor, er hat das Gefühl, dass seine Oberschenkel und Waden immer mehr an Umfang verlieren. Und die Füße, na ja, keine Offenbarung, vom langen Gebrauch durchgetreten. Immerhin hat er sich nach drei Strandtagen etwas Urlaubsbräune zugelegt.

Durchwachsen, denkt Warnke, sehr durchwachsen. Aber was will man mit neunundfünfzig auch groß erwarten? Seit Edith

an Brustkrebs gestorben ist, hat er Mühe, sich einigermaßen fit zu halten. Er kennt die Gefahren des Alleinseins. Die Disziplin lässt nach, man verkommt, ohne es zu merken.

Der Grund für diese kritische Inspektion vor dem Spiegel heißt Claudia, ist schätzungsweise Ende zwanzig und sitzt unten an der Hotelbar. Er hat sie heute Nachmittag kennengelernt. Eine Italienerin aus Neapel, ein Vollweib, wie es im Buche steht.

Hans kann sein Glück noch gar nicht so recht fassen. Er hat seit einiger Zeit schon das dumpfe Gefühl gehabt, dass sein Liebesleben zu Ende ist. Aber wofür gibt es Capri, die Insel der Liebenden? Gelobt sei das Reisebüro Müller, das diese Reise im Sonderangebot hatte. Zweihundertvierzig Euro für eine Woche Capri, da kann man nicht meckern.

Claudia! Sie hat an der Bar gesessen, allein, und er hat sich einfach ein Herz gefasst und sie angesprochen. Zuerst war sie etwas spröde, aber nachdem er ihr zwei Campari Orange spendiert hat, ist sie aufgetaut. Sie hat gelacht, ihn am Unterarm angefasst und nach einem dritten Campari Orange hat sie sogar für einen Moment ihren schwarzen Lockenkopf an seine Schulter gelegt. Die Verständigung war nicht ganz einfach, aber er hat es geschafft mit seinem Volkshochschul-Italienisch. Sie haben sich unterhalten, er hat ihr ein bisschen von sich erzählt. Sie hat ihn gebeten, »du« zu ihr sagen und sie »Claudia« zu nennen, hat ihn »Giovanni« genannt. Und zum Abschied hat sie ihn angestrahlt und »Ciao, bello!« gesagt. Und er hat souverän geantwortet: »Ciao bellissima, a stasera!«

Hans Warnke schließt für einen Moment die Augen und stellt sich ihr Gesicht vor. Braune Augen, in denen man versinken kann, ein klassisches Profil und Lippen... Hans seufzt. Sie hatte ein hautenges schwarzes Kleid an, das von ihrem Körper mehr

zeigte als verbar. Er öffnet die Augen wieder. Vielleicht läuft da was heute Abend. Sie hat ihn eingeladen, eine Bootstour mit ihr und ein paar Freunden zu machen. Sie wollten hinüber nach Sorrent fahren. Dort gebe es ein erstklassiges Restaurant. Sehr teuer, aber auch sehr gut. Und danach könne man vielleicht noch einen Absacker auf dem Boot nehmen.

Klingt doch vielversprechend, denkt Hans und schlüpft in das teure schwarze Seidenhemd, das er sich vor einigen Tagen in Neapel gekauft hat. Er verzichtet auf ein Unterhemd, macht dafür die zwei obersten Knöpfe auf, sodass man ein wenig von seiner grau melierten Brustbehaarung sehen kann. Dazu die helle Hose, leider ein bisschen eng, und die schwarzen Slipper. Socken? Nein, keine Socken. Die sehen immer so piefig aus.

Das Boot ist eine Wucht, fast schon eine Yacht. Claudia begrüßt ihn mit Küsschen und großem Hallo. Die anderen reichen ihm die Hand. Ein großer Blonder namens Sergio, offenbar der Skipper, Angelina, eine pummelige Brünette, und ein schmaler Typ mit Mauseugen, der sich Dino nennt.

Sie trinken einen Prosecco zum Anwärmen und dann gleich noch einen. Es wird Italienisch gesprochen, Hans hat Mühe zu folgen. Claudia muss ihm ab und zu in langsamem Italienisch erklären, wovon gerade die Rede ist.

Als Sergio den Motor anlässt, horcht Hans auf. Das sind mindestens dreihundert PS, die sich da melden. So ein Boot hat er sich immer gewünscht. Der Sound kann einen Mann süchtig machen, denkt er. Aber so ein Gerät übersteigt seine finanziellen Möglichkeiten bei Weitem.

Sie fahren im Schrittempo durch die Hafeneinfahrt aufs offene Meer hinaus. Die Sonne hat den Horizont erreicht, es herrscht ein weiches Dämmerlicht. Hans sitzt neben Claudia hinten auf

den blassroten Ledersitzen. Ihre Hüften berühren sich. Wenn das Boot leicht stampft und rollt, reiben sich ihre Körper aneinander. Hans hat den Arm um ihre Schultern gelegt. Ihre Hand liegt auf seinem Knie. Oh Mann, denkt er, das kann doch nicht wahr sein, das ist doch ein Traum.

Er spürt sein Portemonnaie hinten in der Hose. Er hat seine Kreditkarten und Bargeld dabei. Am Geldautomaten im Hotel hat er noch ein paar Scheine gezogen. Heute Abend wird er sich nicht lumpen lassen, nicht bei einer Frau wie Claudia. Heute wird geklotzt, nicht gekleckert, denkt er.

Sergio gibt Gas. Das Boot stellt sich auf und schießt nach vorn. Der Typ sieht wahnsinnig gut aus, wie er da steht mit seiner blonden Mähne, die jetzt im Fahrtwind weht. Ein Bild von einem Mann. Hans schließt die Augen und lässt sich auch vom Wind umwehen. Er spürt Claudias weichen warmen Körper an seiner Seite. Ein Gefühl wie im Paradies. Er sagt es Claudia in holprigem Italienisch. Sie lacht und schmiegt sich enger an ihn.

Die Lichter von Capri werden kleiner, die von Sorrent größer. Der Motor klingt sonor wie ein Bassbariton. Das Boot liegt bei dieser Geschwindigkeit wie ein Brett auf dem Wasser. Sie haben noch einen Prosecco und dann einen Grappa getrunken. Die Brünette hat sich mit Dino in die Kajüte zurückgezogen. Hans ist inzwischen leicht beduselt vom Alkohol und liegt schon halb auf den Sitzen. Claudia über ihm. Sie nestelt an seinem Hemd, öffnet noch zwei Knöpfe und legt ihre Hand auf seine Brust. Lässt sie spazieren gehen und zupft ein wenig an seinen Haaren. Er hält sie um die Hüften und streichelt ihren Brustansatz. Was für ein Abend, was für ein Abend, denkt er, dass ich das noch erleben darf.

Da wird das Boot plötzlich langsamer. Sergio ist vom Gas gegangen. Hans bekommt es zuerst gar nicht richtig mit, weil er damit beschäftigt ist, seine Hand unter Claudias BH zu schieben. Erst als das Boot steht und in der Dünung schaukelt, richtet er sich auf.

Vor ihm steht der Mausgesichtige. Er hat eine Pistole in der Hand. Hans will aufspringen, aber Claudia drückt ihn mit ihrem ganzen Gewicht auf den Sitz.

Sie fahren nach Capri zurück. Ungefähr einen Kilometer vor der Insel halten sie an. Sergio und das Mausgesicht haben den nackten Hans Warnke gepackt. Er wehrt sich, strampelt und schreit, aber Sergio hat ihn fest im Griff. Von der Heckplattform aus drückt das Mausgesicht seinen Kopf unter Wasser. Nach kurzer Zeit bewegt er sich nicht mehr. Sie lassen ihn los, und er treibt querab.

»Das war's«, meint Claudia.

»Du machst das gut«, sagt Sergio zu ihr, »wirklich gut.«

Sie deutet eine Verbeugung an. »Danke.«

»Wie viel hatte er bei sich«, fragt die Brünnette.

»Knapp dreitausend«, antwortet Sergio.

Claudia lacht. »Er hat mir gesagt, er fühlt sich wie im Paradies.«

»Vielleicht ist er schon da«, grinst der Mausgesichtige. »Hast du seine Geheimzahlen?«

»Klar doch«, sagt Claudia, »alle im Portemonnaie auf einem Zettel. Er war so naiv ... Ich habe ihn Giovanni genannt, irgendwie war er auch rührend.«

»Werd nicht sentimental«, knurrt Sergio.

»Ich? Du lieber Gott!«

»Das war's übrigens mit Capri«, sagt Sergio.



»Sollen wir nicht wenigstens noch einen machen?«, fragt die Brünette.

»Nein, das reicht jetzt. Sonst kommen die Bullen noch auf dumme Gedanken. Wir bringen die Sache zu Ende und fahren morgen.«

»Wohin?«, fragt Claudia.

»Sizilien«, sagt Sergio, »da gibt's um die Zeit deutsche Rentner wie Sand am Meer.«

Sie legen Hans Warnkes leeres Portemonnaie mit den Papieren in eine Metallkassette und werfen sie über Bord. Seine Kleider werden sie am Strand deponieren, sodass es so aussieht, als sei er einfach hinausgeschwommen.

Es ist ein lauer Sommerabend. Die Sonne versinkt als rotglühender Ball im Meer. Der Sand ist noch warm vom Tag, die Luft ist angenehm aromatisiert, es riecht nach Muscheln und Tang. Auf dem abgesperrten Strandstück, das von einem Dutzend Schaulustiger umlagert ist, liegt ein Mann. Er ist nackt und tot. Daneben steht Commissario Garzoli, der gerufen worden ist, weil er gerade Bereitschaftsdienst hatte. In einiger Entfernung warten zwei Männer mit einer Trage. Oben an der Uferpromenade steht der Rettungswagen.

Schon wieder einer von diesen lebensmüden Deutschen, die hierher kommen, um in Schönheit zu sterben, denkt Commissario Garzoli und sieht sich den Mann genauer an, den sie aus dem Meer vor Capri gefischt haben. Groß, braun gebrannt, Glatze, übergewichtig, aber insgesamt noch ganz gut in Form. Auf den ersten Blick keine Spuren von äußerer Gewalteinwirkung. Der Commissario schaut sich die Haut an. Die Leiche hat einen Tag im Wasser gelegen. Er kennt die Merkmale, hat sich selten geirrt. Sie haben Kleider am Strand gefunden, al-

lerdings keine Papiere. Sie werden ihn in den nächsten Tagen identifizieren wie die anderen auch. Es ist der fünfte Deutsche in zwei Wochen. Nur Männer, sämtlich nackt und ohne Papiere. Eigenartige Häufung! Sie sind alle noch nicht sehr alt, Ende fünfzig, Anfang sechzig höchstens. Und noch etwas ist seltsam: Sie hinterlassen ihre Kleider, Hemd, Hose, auch Unterwäsche und Schuhe, aber keine Socken!

Vielleicht ist es die deutsche Rentnerkrise, denkt Garzoli, sie haben ein Leben lang geschuftet und wissen nicht, was sie mit sich anfangen sollen, wenn sie mit der Arbeit aufhören. Dann kommen sie ohne Socken zu uns nach Capri, verbrennen ihre Papiere und schwimmen nackt in den Sonnenuntergang.

»Merkwürdig, diese Deutschen«, sagt der Commissario halblaut zu sich selbst und zündet sich ein Zigarillo an, »wir werden sie wohl nie ganz verstehen.«